

Superfrauen Wie es einer jungen Forscherin in den ersten Monaten als Mutter erging

Lena Ulbricht

Wenn man den Medien glaubt, ist die Welt voller Superfrauen: Michelle Hunziker strahlt vier (!) Tage nach der Geburt ihres Kindes wieder in ihrer Fernsehshow, Andrea Nahles schmiss nach einer „Turbo-Babypause“ (Spiegel Online) wieder die größte Partei Deutschlands – auch meine Doktormutter hat bald nach der Entbindung wieder Vorlesungen gehalten. Früher habe ich mich nach solchen Vorbildern gesehnt, mittlerweile finde ich sie zum Heulen. Dabei habe ich mir lange eingebildet, ich hätte auch das Zeug zur Superheldin: viele schöne Abschlüsse, überschwängliche Arbeitszeugnisse, vier Fremdsprachen, eiserne Disziplin und ein geringes Schlafbedürfnis. Und was bin ich heute? Ein mattes Mutterwurstchen.

Superfrauen fliegen in einem knalligen Body um die Welt, vollbringen schon im Wochenbett Großes und umhengen tadellos ihre Kleinen. Im Gegensatz zu mir fühlen sie sich niemals davon überfordert, ein einziges Baby zu versorgen – sie haben noch weitere: meistens sechs, wie Angelina Jolie und die Generalanwältin am Europäischen Gerichtshof Juliane Kokott, oder sieben, wie Ursula von der Leyen. Den Superfrauen rinnt nicht die Zeit durch die Finger – sie hätten die zwei verdamnten letzten Kapitel ihrer Doktorarbeit sicherlich flugs runtergeschrieben. Sie brechen auch nicht am frühen Abend vor Erschöpfung in Tränen aus, lassen die Suppe nicht überkochen, ach, sie sind überhaupt nicht auf Tütensuppen angewiesen. Und ihre Wohnung sieht nicht aus, als würden darin pubertierende Piraten hausen.

Trotzdem setze ich mich abends noch manchmal an die Diss., die mittlerweile mein liebstes Hobby geworden ist. Denn es gibt in meinem Leben nicht mehr viele Aktivitäten, bei denen ich nicht gebissen, angeschrien oder mit Brei beschmiert werde. Allerdings schaffe ich es angesichts meiner immerwährenden Erschöpfung nur unter massiver Einwirkung aufputschender Substanzen an den Laptop. Dabei traue ich mich an Ritalin nicht heran und die klassischen Antriebsmittel wie Energydrinks oder Kaffee sind in der Stillzeit keine Option, da ich nicht scharf darauf bin, dass das Kind

noch um Mitternacht mit meinen Nerven Tango tanzt. Ich habe stattdessen ein altes Hausmittel gegen Mutlosigkeit wiederentdeckt: den Zuckerrausch. Kekse und Schokolade in Mengen, die eines Kindergeburtstags würdig wären, bilden das klebrige Fundament meiner Doktorarbeit. Für Kapitel 6.3.1, das drei Seiten umfasst, hat mir der Online-Kalorienrechner zum Beispiel 3450 Kalorien bescheinigt. Zum Vergleich: Der gesamte Tagesbedarf einer Frau meiner Größe und meines Lebenswandels beträgt nur 2030 Kalorien. Dass das Promovieren mich nicht zum Pottwal gemacht hat, zeigt, wie viel Energie es eine Durchschnittsmutter kostet, nach 20 Uhr noch aufrecht zu sitzen und die Augen offenzuhalten. Und das ist wohl das Einzige, das ich mit Superheldinnen gemein habe: Am Ende des Tages noch auf wundersame Weise in meine (total verschmierte) Leggings zu passen.

Kontakt zum Arbeitgeber

Es ist bekannt, wie wichtig es ist, dass Mütter in der Babypause Kontakt zum Arbeitgeber halten. Also beschließe ich, unser monatlich stattfindendes Kolloquium zu besuchen. Allerdings erweist sich schon der Weg dorthin als Prüfung: Obwohl meine Kleine mit einem hingebungsvollen Sitter (dem Papa) und einem Wochenvorrat Muttermilch bestens ausgestattet ist, fühle ich mich, als hätte ich sie in einem Bastkörbchen die Spree hinabgeschickt. Den ganzen Weg über klingen mir Baby-Sirenschreie im Ohr und jeder Schritt ist ein Kampf gegen das heimische Magnetfeld.

Am WZB angekommen wird es besser: Die vertrauten Räume erinnern mich daran, dass ich hier bis vor Kurzem sehr gern gearbeitet habe. Die Arbeitssitzung beginnt, einer nach dem anderen berichtet von der Arbeit. Ich höre von hochkarätigen Publikationen, Konferenzen in den USA, dicken Projektanträgen und sogar von Professuren – meine Kollegen sind produktiver denn je. Das macht mich nervös: Was habe ich in den letzten Wochen zustande gebracht? Ich lese täglich meine Ar-

beits-Mails, komme jedoch nicht dazu, sie zu beantworten. Ich kann mich noch grob an Thema und Aufbau meiner unterbrochenen Doktorarbeit erinnern. Auf all das war ich eigentlich schon stolz! Nun wird mir bewusst, dass der Karrierezug weiterrast, während ich an einem staubigen Regionalbahnhof stehe und dem Zwitschern der Vöglein lausche. Bald bin ich an der Reihe. Was soll ich erzählen? Dass ich zehn Mal am Tag stille und nachts routiniert alle zwei Stunden aufstehe? Dass ich bade, massiere und wickle wie eine Eins? Dass ich die Kleine an die Flasche, das Tragetuch und den Kinderwagen gewöhnt habe? Ich bin ein Effizienzgenie geworden – nie habe ich weniger Zeit vertrödelt, nie in weniger Zeit so viele Kompetenzen erworben. Doch dann knickt mein mütterliches Selbstbewusstsein ein; ich gebe das Wort schnell weiter. Anerkennung für die Arbeit an Herd und Kind zu erstreiten ist schon den Heldinnen der Frauenbewegung nicht gelungen – dabei haben sie sogar Tomaten geworfen und BHs verbrannt.

Zuhause erzähle ich meinem Mann von meinen Sorgen: „Wenn ich in ein paar Monaten ans WZB zurückkomme, wird der Produktionsabstand zwischen mir und den anderen uneinholbar sein. Und falls wir wirklich vier Kinder bekommen (das war der naive Wunsch vor Kind Nr. 1!), werde ich nach der letzten Baby-pause vermutlich für die neue Praktikantin gehalten.“ Mein Mann ist sich hingegen sicher, dass meine Zeit noch kommt, „spätestens wenn die anderen in ein paar Jahren mit einem Burnout in der Klinik verschwinden“. Das ist mir zu unwahrscheinlich. „Ich fände es gerecht, wenn einfach alle Kinder bekommen – dann hat jeder Mal ‚Produktionsausfälle‘.“ Mein Mann lacht laut: „Das findest du wahrscheinlicher? Dann solltest du eine entsprechende Betriebsvereinbarung vorschlagen.“

Beim nächsten Kolloquiums-Termin schlägt mir die Chefin ein neues Forschungsprojekt vor. „Melden Sie sich, sobald Sie wieder da sind. Bis dahin hat es Zeit.“

Konferenzbericht

Meine Tochter ist zwei Monate alt und ich bekomme Lust, meine Routine von Wiegen, Wickeln und Wachstum-Bestaunen zu durchbrechen und mal wieder eine Konferenz zu besuchen. Allerdings habe ich keine Nanny, sodass ich die Kleine mitnehmen müsste. Am Morgen der Konferenz wird mir ganz mulmig. Auf jeder Tagung gibt es lustige Gestalten und schräge Vögel, aber Kinder habe ich dort noch nie gesehen. Doch dann überwiegt meine Neugier: Keine Babys auf Konferenzen? Ein Grund mehr, damit anzufangen.

Der Aufbruch zieht sich in die Länge (Baby stillen, wickeln, umziehen; Tasche packen; Mutter in Konferenzkluft kleiden. Gibt es in diesem Haushalt auch eine Bluse ohne Milchflecken?) Der erste Vortrag hat schon begonnen, als ich mich auf einen Stuhl in der letzten Reihe schleiche, ganz in der Nähe der Tür. Amanda schläft friedlich im Tragetuch, ich kann ungehindert dem Vortrag folgen – bis sie eines ihrer typischen Schlafgeräusche macht, ein langes, hohes Fiepen. Mein Herzschlag setzt aus. Alle drehen sich zu mir um. Zuerst ernte ich Stirnrunzeln (bei der Frau piept's wohl!), bis die Blicke am Knäuel vor mir hängenbleiben und ich in milde lächelnde Gesichter blicke. In der Pause will ich schnell raus, aber dazu komme ich nicht. Die Größen der Politikwissenschaft kommen direkt zu mir. Manfred G. Schmidt äußert sich erfreut über die „früh einsetzende Nachwuchsförderung“ und erzählt, dass er Enkel hat. Reimut Zohlnhöfer berichtet, wie er seine Vorlesungen mit Baby im Tragetuch einstudiert: Es mag Kant, bei Huntington beginnt es zu weinen. Sogar der Sondergast der Veranstaltung, ein Abteilungsleiter aus dem Kanzleramt, kommt in unsere Ecke und verblüfft mit Expertenwissen. Er schätzt das Alter meiner Tochter auf die Woche genau und kommentiert fachmännisch die Tragetuchmarke („nach drei Kindern weiß man so was“). Schade, dass ich meine Visitenkarten vergessen habe. Andererseits sind die vielleicht gar nicht mehr nötig. Beim nächsten Aufeinandertreffen bin ich nicht „die, die die Frage zur Pfadabhängigkeit, gestellt hat“ (äh, wer?), sondern „die mit dem Baby“ (ach, die!).



Lena Ulbricht (links) forscht mit einem Promotionsstipendium der Heinrich Böll Stiftung in der Projektgruppe der Präsidentin über Bildungspolitik in den deutschen Bundesländern – seit September 2013 auch wieder tagsüber. Amanda Roßmann (rechts) erforscht seit März 2013 die Welt, hat sich aber noch nicht auf ein Thema festgelegt. (Foto: David Ausserhofer)

lena.ulbricht@wzb.eu

Beschwingt durch diese Erfahrung, lassen wir uns in den folgenden Wochen keine interessante Veranstaltung mehr entgehen. Amanda gefällt's, beteiligt sich aber auch hin und wieder an der Diskussion. Der erste, dem sie ins Wort fällt, ist Claus Offe; der zweite ist Kanzlerkandidat Peer Steinbrück bei seiner außenpolitischen Grundsatzrede. Amandas Beliebtheit bei den versammelten Hauptstadtjournalisten tut das keinen Abbruch – im Gegenteil, sie finden es sogar passend: „Es gab Grund zum Heulen, schließlich hat der Kandidat genau in diesem Moment von ‚kriegerischen Konflikten‘ gesprochen.“

Werde ich mein Kind jetzt immer auf Konferenzen mitnehmen? Nein. Denn trotz des phänomenalen Wiedererkennungseffekts, den man mit Baby erzielt – eine Chance auf ein fachliches Gespräch hatte ich eigentlich nie.